Esther Freudenberg

Das Vermächtnis des Professors

concepcion
SEIDEL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Freudenberg, Esther
Das Vermächtnis des Professors

© 2017 by concepcion SEIDEL OHG, Hammerbrücke
08262 Muldenhammer

Gesamtherstellung: concepcion SEIDEL OHG,
Satz- und Digitaldruckzentrum, Hammerbrücke
08262 Muldenhammer

Best.-Nr.: 644.140
ISBN 978-3-86716-140-4

Für Martin
Wenn mehr Kinder einen Vater wie dich hätten,
gäbe es mehr stabile Familien in unserem Land.

Sammle meine Tränen in deinen Krug;
ohne Zweifel, du zählst sie.

Psalm 56,9

Seid stille und erkennet,
dass ich Gott bin!

Psalm 46,11

Prolog

Gießen, Februar 1989

„Und nun, meine Damen und Herren, bin ich leider gezwungen, mich von Ihnen zu verabschieden. Der Senat hat die Entscheidung des Präsidenten bestätigt und lehnt Ihre Unterschriftensammlung ab."
Die Studenten auf den Rängen sahen schockiert auf ihren Professor. Einige Augenblicke herrschte Schweigen, wie die Stille vor dem Sturm. Im nächsten Moment war der Hörsaal von lautem Gemurmel erfüllt, das sich zu empörtem Protest erhob.
Der kleine Mann vorne vor der großen Tafel hob eine Hand, und das Getöse verebbte. „Bevor ich Sie verlassen muss, möchte ich Ihnen etwas geben. Herr de Vit, wenn Sie bitte dafür sorgen würden, dass jeder hier im Saal ein Exemplar bekommt." Ein junger Mann mit dichtem braunem Haar aus der ersten Reihe nahm einen Stoß postkartengroße Papiere entgegen, auf denen sich eine einfache Zeichnung befand. Er griff sich einen Zettel und reichte den Rest weiter.
Der Professor wartete, bis alle ein Papier hatten. Dann sagte er: „Wenn Sie alles vergessen, was ich versucht habe, Ihnen beizubringen, dieses eine dürfen Sie auf keinen Fall vergessen." Er ließ seinen Blick über die aufmerksamen Gesichter vor ihm gleiten und deutete mit seinem knochigen Zeigefinger umher. „Niemand, aber auch absolut keine oder keiner von Ihnen ist durch Zufall entstanden. Jeder Einzelne entspringt dem genialen Plan Gottes." Der ältere Herr ließ die Hand sinken. „Ich danke Ihnen", sagte er und verließ langsam das Podium.
Der junge Mann mit dem dichten braunen Haar erhob sich und begann, auf sein Pult zu klopfen. Als wäre das das Signal gewesen, taten seine Kommilitonen es ihm gleich, und das Klopfen schwoll an wie das Getöse der herannahenden Brandung. Nie-

mand machte sich die Mühe, die Tür des Hörsaals hinter dem Professor zu schließen, und so ergoss sich die Wertschätzung der Studenten hinaus auf den Flur. Andere Türen öffneten sich, weil Dozenten und Professoren wissen wollten, was das für ein Lärm sei. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Entscheidung des Senats unter den Studierenden.

Als das Geräusch der klopfenden Finger auf den Pulten längst verebbt war, saß der junge Mann mit dem dichten braunen Haar immer noch auf seinem Platz. Seine Knöchel waren wund von den Schlägen auf den Tisch vor ihm. Er war nach Deutschland gekommen, um Antworten zu finden. Und als er den Professor kennengelernt hatte, waren seine Fragen tatsächlich beantwortet worden. So hatte er zumindest geglaubt. Deswegen hatte er unermüdlich Unterschriften gesammelt, um den Herren von der Universitätsregierung zu beweisen, dass ihr Professor bleiben müsse. Aber das war nicht das Einzige gewesen. Er hatte gebetet. Zu dem Gott, dessen Handschrift der Professor ihnen in unzähligen Exponaten gezeigt hatte – von dem und durch den und zu dem alle Dinge waren. Doch was nützte der Glaube an einen Gott, der zwar den Mikrokosmos beherrschte, aber nicht das Leben seiner Kinder?

Langsam stand er auf. Die lederne Aktentasche unter dem Arm verließ er den Hörsaal.

*

„Das ist falsch! Du musst da bei ‚ehren' ein d-moll spielen!" Unsanft schob Josephine Marika auf dem Klavierhocker zur Seite und griff den Akkord. „So. Das hört sich viel besser an!"
Gehorsam spielte Marika nach den Anweisungen ihrer Zwillingsschwester. Obwohl Josephine fünf Minuten jünger und nur fünf Millimeter größer war, war sie eindeutig die Anführerin.
Doch beim nächsten Durchlauf erklang wieder der Dur-Akkord. Josephine unterbrach abrupt ihr Gitarrenspiel. „Moll!", rief sie aufgebracht.
„Ich finde, man kann da auch Dur spielen", verteidigte sich Marika.
„Aber Moll klingt besser!"
„Warum?", forderte Marika sie heraus.
„Weil ...", Josephine verdrehte die Augen, „weil es einfach besser klingt! Das hört man doch!"
Marika sagte nichts mehr und hielt sich an die vehemente Anordnung. Ein oller Akkord war keinen Streit wert. Sie war froh, dass Josephine sie überhaupt in die Band mitaufgenommen hatte. Und dann auch noch als Keyboard-Spielerin. Den Ausschlag dazu hatte Timo gegeben. Er war der Schlagzeuger, und Josephine verstand sich ganz gut mit ihm. Als Ruth aufgehört hatte, hatte er vorgeschlagen, dass sie doch Marika fragen könnten.
„Ich kann auch Keyboard spielen!", hatte Josephine sofort gekontert. Es war für Marika nur allzu offensichtlich gewesen, dass ihre Schwester sie nicht dabeihaben wollte. Und sie war sich auch nicht sicher, ob sie selbst es wirklich wollte. Das würde bestimmt Zündstoff geben für die ohnehin oft angespannte Situation zwischen ihr und Josephine.
Aber dann hatte Timo gesagt: „Du kannst wirklich toll Keyboard spielen, Fine, aber niemand von uns spielt so gut Gitarre wie du. Wenn du ans Keyboard wechselst, haben wir keine vernünftige Gitarristin mehr."

Wie gut seine anerkennenden Worte Josephine getan hatten, hatte Marika daran gemerkt, dass ihre Schwester sie den Rest des Abends nicht wie eine Feindin, sondern wie eine Freundin behandelt hatte. Sie hatten zusammen rumgealbert und gelacht, und Marika hatte sich in ihrer plötzlichen Zuneigung gesonnt und gehofft, dass Fine jetzt endlich begriffen hatte, dass sie ihr nichts Böses wollte. Ihre gute Laune hatte sogar ein paar Tage angehalten und sich gleich positiv auf die zwölfjährige Carlotta, auch Lotti genannt, die Jüngste der drei Schwestern, ausgewirkt. Sie war sofort ebenfalls viel ausgeglichener gewesen.

Doch bereits bei der nächsten Bandprobe, als Timo vorgeschlagen hatte, dass Marika doch vielleicht auch ein Mikrofon zum Singen bekommen könnte, war der zerbrechliche Friede wieder aus dem Gleichgewicht geraten. Vor Timo hatte Josephine das nicht gezeigt. Ganz im Gegenteil. Da hatte sie sogar noch gesagt, dass das eine gute Idee sei, weil Marika eine schöne Stimme habe. Aber auf dem Heimweg hatte Marika ihren Zorn umso mehr zu spüren bekommen. Zuerst hatte sie gar nicht gewusst, was los gewesen war. Josephine hatte so fest in die Pedale getreten, dass Marika kaum mitgekommen war. „Was hetzt du denn so?“, hatte sie gekeucht.

„Du kannst auch gleich die Bandleitung übernehmen!“, hatte Josephine ebenso atemlos hervorgestoßen.

„Was redest du für einen Quatsch?“

„Timo ist ja ganz begeistert von deinen Qualitäten!“, hatte sie heftig geantwortet.

Marika war so verblüfft gewesen, dass sie automatisch zurückgefallen war. Den Rest des Heimwegs hatten sie getrennt zurückgelegt.

Am nächsten Morgen hatte Josephine sich entschuldigt. „Ich weiß auch nicht, was gestern in mich gefahren ist“, hatte sie zerknirscht gesagt. Und Marika hatte ihr bereitwillig vergeben. So wie jedes Mal, egal, wie weh ihre Schwester ihr getan hatte.

Dann kam ein Freitag, an dem es besonders schlimm war. Josephine stichelte schon auf dem Weg zur Gemeinde die ganze

Zeit, und Marika graute es vor der Bandprobe. Als sie dann an einer Stelle aus dem Takt kam, explodierte ihre Schwester. Ihre scharfen Worte trafen Marika so sehr, dass sie anfing zu weinen. Diese Tränen machten Josephine nur noch wütender. Und als ihr eine Seite riss, beendete sie die Probe eher, zog ihre Gitarre von der Schulter und stampfte aus dem Saal. Olli, der Bassist, folgte ihr etwas langsamer.

Timo schaute betroffen zu Marika. „Au Backe“, murmelte er. „Eine wütende Hornisse ist bestimmt auch nicht schlimmer.“

„Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll!“, brach es aus Marika heraus. „Immer hackt sie auf mir herum! Ich kann eben nicht so gut Keyboard spielen wie sie!“ Leise schniefend saß sie auf ihrem Hocker, während die Tränen in ihren Schoß tropften.

Timo schwieg erst eine Weile. Dann sagte er langsam: „Ich glaube nicht, dass das der Grund ist.“

Marika wischte sich das Gesicht ab und sah auf. „Was meinst du damit?“, fragte sie verwirrt.

„Ich glaube, sie sieht dich aus irgendeinem Grund als Konkurrenz. Deswegen versucht sie, dich kleinzuhalten.“

Marika sah ihn ungläubig an. Ihre Schwester war eifersüchtig auf sie? Dazu gab es ja wohl nicht den geringsten Grund! Josephine war in allem besser als sie: Sie war musikalischer, sportlicher und beliebter. Das war schon immer so gewesen. Marika störte sich nicht daran. Sie hatte sich nie Gedanken darüber gemacht. Die Führungsrolle gehörte Josephine. Daran hatte es nie einen Zweifel gegeben. Ihr reichte es, die zweite Geige zu spielen. Warum konnte ihre Schwester das nicht sehen?

„Und was soll ich jetzt machen?“, fragte sie kläglich. „Lieber höre ich auf mit der Band, als dass sie mich weiter so fertigmacht.“

„Auf keinen Fall!“, protestierte Timo sofort. „Damit hilfst du ihr auch nicht weiter. Bete lieber dafür. Wer andere klein macht, hat im Grunde oft ein schlechtes Selbstwertgefühl.“

Ein schlechtes Selbstwertgefühl? Fine? Die Vorstellung war lächerlich! Und dann erzählte sie Timo davon, was zu Hause oft

los war. Nur, um sich kurz darauf zu entschuldigen. „Ich hätte das nicht sagen dürfen. Jetzt habe ich über sie gelästert."
„Ich glaube nicht, dass du gelästert hast. Jedenfalls hatte ich nicht das Gefühl, dass du sie schlechtmachen wolltest. Du hast mir nur erklärt, warum du denkst, dass ich mich irre. Aber was du gesagt hast, bestärkt mich sogar in meiner Vermutung. Wir können auch zusammen dafür beten", schlug Timo vor.
Marika riss die Augen auf. „Wir? Jetzt?" Im Jugendkreis beteten sie natürlich auch oft, aber das war etwas anderes. Noch nie hatte ein Junge ihr vorgeschlagen, mit ihm zu beten. Zu zweit. Und dann auch noch für Fine.
Timo wurde ein ganz klein bisschen rot. „Ja, dann wirkt es besser. Also, nur, wenn du willst."
„Ach so, du meinst, weil Jesus gesagt hat, wenn zwei sich einig sind in dem, was sie von Gott erbitten, werden sie erhört."
„Ja, genau."
Marika rechnete es Timo hoch an, dass er solchen Anteil nahm an ihrer Situation, dass er sogar mit ihr dafür beten wollte. „Ja gut", sagte sie. „Zusammen beten ist gut." Gemeinsam neigten sie die Köpfe. Sie wartete, dass Timo anfing. Immerhin hatte er das mit dem Beten vorgeschlagen. Aber er sagte nichts. Vielleicht wartete er, dass sie anfing, weil das hier ihr Problem war. Also begann sie: „Herr Jesus, bitte hilf Fine zu sehen, dass ich ihre Schwester bin und nicht ihre Konkurrenz. Hilf mir, sie nicht unbewusst zu ärgern. Bitte segne unser Verhältnis. Amen."
„Ja, Herr, und hilf Fine zu sehen, dass sie okay ist, weil du sie so gemacht hast, wie sie ist, und nicht, weil sie besser ist als andere oder so."
Fine ist nicht nur okay. Sie ist toll!, verbesserte Marika innerlich, aber Gott würde Timos Gebet schon richtig einsortieren, da war sie sich sicher.
„Danke, Timo", lächelte sie, als sie „Amen" gesagt hatten. „Das war echt nett von dir."

„Kein Ding.“ Der Schlagzeuger wirkte auf einmal ziemlich verlegen. „Aber sag ihr besser nichts davon, okay?“
Insa, die Jugendleiterin, kam in den Saal. „Ihr seid noch hier?“, wunderte sie sich. „Fine und Olli sind schon seit einer ganzen Weile drüben. Wenn ihr nicht bald kommt, hat die gefräßige Meute alle Donauwellen und den gesamten Obstquark aufgegessen.“
„Wir kommen“, beeilte Marika sich zu sagen.
„Es gibt Kuchen?“, fragte Timo erfreut. „Und Obstquark? Eine äußerst willkommene Abwechslung zu den üblichen Salzstangen.“ Er klopfte Insa auf die Schulter. „Also, nicht dass ich undankbar wäre ... Gibt‘s was zu feiern?“ Er beschleunigte seinen Schritt.
„Moni hatte Geburtstag“, erklärte die Jugendleiterin.
Marika folgte etwas langsamer. Hoffentlich fragte ihre Schwester nicht, was sie gemacht hatten nach ihrem Abgang. Hoffentlich hackte sie auf dem Heimweg nicht wieder auf ihr rum. Hoffentlich … *Jesus, bitte hilf Fine. Und bitte hilf mir*, betete sie still.
Als sie hinter Timo den Jugendraum betrat, einen hellen Raum im Untergeschoss mit etlichen Sofas, vielen Kissen, einem alten Klavier und ein paar kleinen Tischen, ignorierte Fine sie. Marika rutschte das Herz in die Hose. Da hatte ihr Gebet ja viel bewirkt! Am liebsten wäre sie jetzt statt zum Jugendkreis zur Koppel zu Gertrud gefahren, hätte deren weiche Mähne mit ihren Fingern gekämmt und ihr Gesicht an Gertruds kräftigen Hals geschmiegt. Aber Gertrud hatte vor einem dreiviertel Jahr das Zeitliche gesegnet, und ein neues Pferd war nicht in Sicht. Eigentlich gehörte Gertrud Marika auch gar nicht. Sie hatte sich nur um sie gekümmert, weil die Besitzerin, ebenso wie ihr Pferd, ziemlich betagt gewesen war. Trotz Gertruds fortgeschrittenen Alters hatte sie Marika immer bereitwillig auf ihren Rücken gelassen, und an besonders guten Tagen waren sie sogar galoppiert. Im letzten Frühjahr hatte Gertrud Koliken bekommen, von denen sie sich nicht wieder erholt hatte. Vielleicht hatte jemand ihr etwas

Schlechtes gefüttert, vielleicht hatte sie auch selbst was Giftiges gefressen. Jedenfalls gab es Gertrud nun nicht mehr, und Marika hatte keinen Pferderücken mehr, auf den sie sich legen und in den Himmel hinaufsehen konnte, wenn es ihr schlechtging.
Sie zwängte sich zwischen zwei Mädchen auf eins der Sofas und hoffte, dass ihre Schwester sie angucken würde. Während sie ein Schüsselchen Quark aß, sah sie immer wieder zu Fine hin. Aber sie schien Luft für sie zu sein.
Bis zum zweiten Lied. Ruben, der Jugendleiter, hatte „Jesus, wir ehren dich“ rausgesucht. „Wenn die Band das nächsten Freitag mit uns singt, kann es nicht schaden, uns schon mal ein bisschen aufzuwärmen dafür“, erklärte er. Es war das Lied, bei dem Marika Fines Ansicht nach den unpassenden D-Dur Akkord gespielt hatte. Bei „ehren“ spielte Ruben ebenfalls, wie Marika beim Üben zu Hause, D-Dur. Marikas und Fines Blicke trafen sich, und Marika musste unwillkürlich grinsen. Fine grinste zurück und Marika fiel ein Stein vom Herzen.
Im Jugendkreis an diesem Abend bereiteten sie gemeinsam den Jugendgottesdienst am nächsten Freitag vor. Wie immer waren sie nicht so überaus weit im Voraus mit ihrer Planung. Genauer gesagt, hatten sie nur beschlossen, dass sie einen Jugo haben würden und wann. Und was das Thema sein würde: „MHD“ – Mindesthaltbarkeitsdatum. Dass sie immerhin schon so weit waren, lag an den Handzetteln. Die hatten auf jeden Fall rechtzeitig fertig sein müssen. Darauf war allerdings nicht das Wort „Mindesthaltbarkeitsdatum“ zu lesen, sondern nur die Buchstaben MHD.
„Dann weiß man ja gar nicht, was sich dahinter verbirgt“, hatte der Jugendleiter eingewandt, als Karl mit dem Entwurf angekommen war.
„Eben, das ist es ja gerade“, hatte Karl gegrinst. „Die Leute werden die wildesten Vermutungen anstellen und schon allein aus Neugier kommen.“
Ruben war nicht überzeugt gewesen. „Das ist doch nicht eindeutig.“

„Teenager ticken anders“, hatte Insa trocken eingewandt. Sie war ein sehr vorausplanender Mensch, und die Spontanität der Jugendlichen (und ihres Mit-Jugendleiters!) ließ sie manchmal fast aus der Haut fahren. In diesem Fall fand sie ein bisschen „Unklarheit“ aber anscheinend gut.
„Ja, genau“, hatte sie Unterstützung von Timo bekommen. „Wir machen einen Gottesdienst für Jugendliche, nicht für Senior-Mathestudenten im achten Semester wie dich, Ruben. Und wer MHD liest, wird denken, das hieße Mäckes Hühnchen Döner.“
„Du meinst wohl eher Mehmeds Hühnchen Döner“, hatte Karl verbessert, und sofort hatte das wildeste Brainstorming begonnen, wofür die drei Buchstaben stehen könnten.
„Mathematisches Hirnstrom Desaster.“
„Das gibt’s gar nicht!“
„Musikalisches Highlight donnerstags.“
„Das kann‘s ja wohl nicht sein. Der Gottesdienst ist freitags.“
„Monis herzerfrischende Donauwellen!“
„Herzerfrischend? Du meinst wohl hüftformend!“
„Marikas hervorragende D-Dur!“
Die Sätze wurden immer abenteuerlicher.
„Ich hab‘s!“, hatte Tanja schließlich gerufen. „Wir machen einen Wettbewerb: Wir teilen uns in Gruppen, und jede Gruppe denkt sich eine Bedeutung aus, die sie pantomimisch darstellen muss. Die beste bekommt einen Preis.“
Alle waren sofort auf die Idee angesprungen, und am Ende war auch der 28-jährige Ruben einverstanden gewesen.
„Und dann kommst du nach vorne und erklärst, was es wirklich heißt und hast damit die perfekte Überleitung zu deiner Predigt“, hatte Insa vorgeschlagen.
„Hey, genauso machen wir es! Das hört sich richtig gut an!“, hatte Ruben gegrinst.
Heute Abend musste noch geklärt werden, wer die Moderation machen würde, wie das Rahmenprogramm aussehen sollte (au-

ßer Tanjas Spiel), was es zu essen geben sollte, wer die Gäste begrüßen sollte, wer aufräumen würde usw. Als Insa ihre Sorge darüber zum Ausdruck brachte, dass sie ja ziemlich spät dran seien, diese Dinge zu klären, sahen die Teens sie verständnislos an, und Ruben meinte: „Wieso? Wir haben doch noch eine ganze Woche Zeit!“

Insa erwiderte nichts, sondern schloss nur die Augen und seufzte tief.

Schließlich setzten sie sich in Grüppchen zusammen, um den Gottesdienst gemeinsam im Gebet vorzubereiten, und bald war der Raum von Gemurmel erfüllt.

Auf einmal spürte Marika, wie ihr jemand auf die Schulter tippte. Es war Josephine. Sie hielt ihr kurz ihr Handy hin. „Tut mir leid“, stand auf dem Display. Marika lächelte sie an und nickte.

Bevor sie weiterbetete, sah sie, wie Timo kurz aufblickte, als ihre Schwester sich wieder setzte. Ein klitzekleines Lächeln spielte um seinen Mund, und er schien genauso erleichtert zu sein wie Marika.

Es war schön gewesen, vorhin mit ihm zu beten. Nie hätte sie gedacht, dass er ihr das vorschlagen würde. Am liebsten hätte sie Fine davon erzählt. Warum er wohl nicht wollte, dass sie es erfuhr? Andererseits – vielleicht war es wirklich besser so. Sie würde sich nur aufregen, weil Marika mit Timo über sie geredet hatte. Aber sie hatte ihre Schwester wirklich nicht schlechtmachen wollen. Sie war nur einfach so verletzt gewesen. Und es war ja auch nicht so, dass Timo keine Ahnung gehabt hätte. Schließlich hatte er Fines Verhalten live mitbekommen.

Marikas Gedanken schweiften ab. Wie er das auf den Punkt gebracht hatte mit der Eifersucht! Er schien Josephine gut beobachtet zu haben. Hatte ihre Schwester wirklich ein schlechtes Selbstwertgefühl? Aber warum bloß? Ob sie irgendetwas tun könnte, damit Fine sich besser fühlte? Sie selbst hatte doch auch keine Minderwertigkeitskomplexe. Na ja, wenn sie darüber nachdachte, kam sie sich bei weitem nicht so toll vor wie ihre Schwester.

Sie hatte auch weniger Oberweite. Aber Komplexe hatte sie deswegen nicht. Und eifersüchtig war sie schon gar nicht. Warum also sollte Fine sie als Konkurrenz sehen?
Leise Gitarrenklänge ertönten und beendeten die Gebetszeit.
„Wir könnten die Borgholzhausener auch einladen“, schlug Fine vor, als sie fertig waren. „Und noch ein paar andere. Dann profitieren noch mehr Leute von diesem Gottesdienst. Die aus meiner Klasse kommen, glaub ich, nicht.“
„Ist dir das beim Beten eingefallen, oder was?“, fragte Timo.
„Ja, ich dachte, je mehr Leute Rubens Predigt hören, desto besser.“
„Dann war es vielleicht eine göttliche Eingebung!“
„Ich hatte die gleiche Eingebung“, grinste Ruben. „Ehrlich gesagt, habe ich letzte Woche eine E-Mail an die Jugendkreise in der Umgebung geschickt.“
„Du hast sie angeschrieben? Zwei Wochen im Voraus? Wow!“ Insa war sichtlich beeindruckt.
Ruben deutete eine kurze Verbeugung in ihre Richtung an. „Die Versmolder und Haller können leider nicht“, fuhr er fort. „Die machen an dem Freitag gemeinsam eine Kanutour. Aber an die aus Borgholzhausen habe ich nicht gedacht, muss ich gestehen. Das hole ich gleich nachher nach.“
Von den Borgholzhausenern kam bereits fünf Minuten später die Zusage. Einer von den Teens kannte jemanden von dort und hatte sofort eine Whatsapp geschrieben. Der Betreffende musste die Sache gleich publik gemacht haben, denn kurz darauf kam die Rückmeldung, dass sie mit 15 Leuten dabei sein würden.
„Dann brauchen wir noch zwei Kuchen mehr“, warf Insa ein.
„Nur zwei?“, fragte Karl alarmiert. „Wenn nicht eine wundersame Vermehrung stattfindet, wie bei der Speisung der Fünftausend, reicht das nie und nimmer!“ Er lehnte sich zurück und warf die Arme in die Luft: „Stellt euch das doch nur mal vor: Zwölf Körbe voll Kuchen übrig! Boah ey, ich würd so feiern!“
„Die können doch auch selbst was mitbringen“, schlug Olli vor.

„Wir laden sie ein, und sie müssen ihren eigenen Kuchen mitbringen?“ Timo schüttelte energisch den Kopf. „Auf keinen Fall! Lieber stelle ich mich hin und backe was.“ Er grinste. „Oder ich frag meine Mutter.“
„Frag lieber deine Mutter“, meinte Karl. „Oder Moni.“
„Wir könnten die Firma Grafe anhauen. Vielleicht spenden die uns ja eine Torte“, schlug Olli vor.
„Gekaufter Kuchen? Nee, kommt nicht infrage.“ Karl war ganz dagegen. „Kuchen kaufen ist billig.“
„Nicht gekauft. Ge*spendet*!“, verbesserte Olli.
„Und billig sind die Torten von Grafe ganz bestimmt nicht“, wandte Tanja ein. „Meine Oma hatte bei ihrem Achzigsten eine. Mann, war das ein Apparat.“
„Die Oma oder die Torte?“, fragte Olli grinsend.
Tanja warf ein Kissen nach ihm.
„Gespendet kann der Kuchen ruhig sein“, ließ Karl sich wieder vernehmen. „Aber ich finde, er sollte selbstgebacken sein. Ein selbstgebackener Kuchen drückt einfach was aus. Das ist mehr so, so ...“
„Mit Liebe“, half Timo nach.
„Die Liebe und der liebe Magen“, schmunzelte Insa. „Aber ich finde, Karl hat recht. Ich backe auch noch was.“
„Und wo wollen wir alle sitzen?“, erkundigte sich Tanja besorgt.
„Ich stelle mein Sofa freiwillig zur Verfügung“, grinste Karl. Er hatte, wie immer, ein ganzes Sofa für sich beansprucht.
„Da passen doch keine fünfzehn Leute drauf!“, wandte Tanja ein. „Und vielleicht kommen ja wirklich noch ein paar einfach nur wegen der Handzettel. Sollten wir nicht besser hoch in den großen Saal gehen?“
„Dann müssen wir das Schlagzeug auch nicht hier runtertragen“, ergänzte Olli hoffnungsvoll.
„Aber hier unten ist es gemütlicher. Wir können doch auf dem Boden sitzen“, schlug Josephine vor. „Wozu haben wir denn die ganzen Kissen? Wir schieben einfach die Sofas an den Rand.“
„Ja, genau, das hab ich auch gedacht“, nickte Insa.